

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 24 Donnerstag, den 29. Januar 1920 1920

Hans der Sieger.

Roman von Richard Stowronne.

Die Unterhaltung wollte anfangs nicht recht in Fluß kommen. Der Oberleutnant mit dem Appetit eines gefunden Mannes, der sich kein Vergehrt zu schmecken läßt, und auch sah, nicht ohne ein gewisses inneres Mißvergnügen, daß auch seine Aftmachbarin einen ordentlichen Zeller voll von diesem profanen Getränke zu sich nahm. So konnte nur eine Frau sein, deren seitliches Gleichgewicht nicht durch ein Andern unangenehm Empfindungen gestört war, und jetzt kam Hans erdgültig zu der Ueberzeugung, daß er der größte Narr unter der Sonne sei, wenn er noch länger sein Herz an eine so wertlose Sache hänge. Bei dieser Erkenntnis überkam ihn eine Art von Gehunghen, er fing an lustig zu plaudern, erzählte die neuesten Berliner Geschichten, und bald war zwischen den dreien eine so anregende Unterhaltung im Gange, daß sie sehr unverdumt aufstachen, als mit einemmal die Uhr auf dem Kamintisch sich löste.

Als Hans sich jetzt empfahl, geleitete ihn der Oberleutnant bis zu der Haustür.

„Na, sehen Sie, Hans, wie recht ich hatte? Jetzt kommen Sie nur öfter, dann wollen meine Frau und ich Sie schon wieder gesund kriegen!“

„Wahrscheinlich“, erwiderte Hans lachend, „ich fühle schon eine ganz bedeutende Besserung! Und wenn Herr Oberleutnant gehalten, dann nehme ich die Medizin von jetzt an öfter an.“

„Im Kasino war noch Licht. Einige jüngere Leutnants spielten eine billige „lustige Sieben“ und suchten in gewinnfähiger Aussicht sich gelegentlich das Ubergeld abzunehmen. Hans setzte sich zu ihnen, bestellte sich ein Glas Bier und sah eine Weile gebalancen dem Spiele zu. Als er kurz nach Mitternacht sein Lager aufsuchte, freute er sich mit dem beruhigenden Bewußtsein aus, daß er jetzt wirklich auf dem besten Wege sei, wieder ein ordentlicher Mensch zu werden, und schlief sanft bis zum anderen Morgen.“

Die nächsten Wochen ging es auch, einige Rückfälle abgerechnet, ganz lieblich. Zwar war ihm das lockere Leben so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er fast allabendlich um die Zeit, wenn der Zug nach Berlin ging, mit sich einen harten Kampf ausfocht, er halte, aber er blieb in den meisten Fällen Sieger, denn erstens hatte er dem Kommandeur sein Wort gegeben und zweitens waren es ganz nützliche Erwägungen geistlicher Natur, die ihn zu einem solchen Lebenswandel nötigten. Er hatte in den beiden Monaten so unruhig viel Weid ausgegeben, daß er genötigt gewesen war, zur Deckung all seiner Verbindlichkeiten eine ganz stattliche Hypothek auf Rothaus aufzunehmen; lange hätte er also dieses Leben so wie so nicht ausgehalten.

Wenn Jochen eine Ahnung davon gehabt hätte, wie er die „glänzende Jee“, von der er ihm damals vorphantasiert hatte, in Wirklichkeit ausführe! Gut nur, daß er seinem Verwalter bei der Aufnahme der Hypothek das strengste Still-schweigen anbefohlen hatte. Wenn Jochen davon erfahren hätte — er wäre im Stande gewesen, nach Weidenwalde zu kommen und ihn ohne viel Federlesn einzuhaken.

Zwischen ihm und Frau Alice hatte sich allmählich als eine Folge seiner häufigen abendlichen Besuche ein Freundschaftsverhältnis herausgebildet, wie es annehmend harmloser nicht gedacht werden konnte. Sie hatte eine Art von Mutterrolle bei ihm übernommen, die ihm vorzüglich zu Gefallen stand, und er war ihr bei den zahlreichen Wohltätigkeitswerken, die sie

im stillen unter der armen Bevölkerung des Städtchens übte, mit seiner ausgebreiteten Personalkennntnis behilflich. Zu weilen, wenn er ihr abends bei Tisch gegenüberlag und sie gleichmäßig ruhig und freundlich mit ihm plauderte, dann konnte er sich einbilden, er sei wieder genesen und habe die ungeliebte Leidenschaft, die ihn so elend gemacht hatte, überwunden und bezwungen. Doch unter diesem herzlichen und freundschaftlichen Verkehr das glimmende Feuer weiter und weiter fraß, bevor schliefen beide die Augen. Wie es eigentlich um sie stand, das merkten sie nur, wenn sie zufällig einmal einen ganzen Tag lang sich nicht gesehen hatten.

Und dann kam die unglückselige Stunde, in der vor der sich aufschlagenden Flammen all die künstlichen Schranken verbrannten, die sie zwischen sich aufgerichtet hatten. Wie Strohhalme über die eine Windsbraut die lösende Feuersbrunst jagt.

Das Regiment feierte Königsgeburtstag. Hans hatte mit seinem Kommandeur, der an diesem Tage zum Oberst befördert worden war, das Festessen im großen Saale des Kasellers mitgemacht, das einem alten Herkommen gemäß mit den Honoratoren von Weidenwalde und Umgebung gemeinschaftlich eingenommen wurde, und ging nun, um Frau Alice zu dem üblichen Rundgange der Damen des Regiments bei den festlichen Veranstaltung der einzelnen Schwadronen abzuholen. Sie stand sehr zum Ausgehen gerüstet im Vorzimmer; augenscheinlich hatte sie schon auf ihn gewartet. Er war langem, bis zu den Füßen gehenden Manne, den oben ein weicher Sealsfranz abhielt, lugte nur ihr in ein dichtes hellblaues Spitzenhaube gehülltes Köpfchen hervor, dem die lichte Umrahmung einen eigentümlich pittoresken Reiz verlieh. Zwischen ihren Brauen stand eine kleine Fuge und sie empfing Hans etwas ungnädig, weil er sie so unverantwortlich lange habe warten lassen.

Hans entschuldigte sich, der Herr Oberst hätten die Tafel nicht früher aufgehoben, und zu den Festlichkeiten kämen sie noch immer früh genug.

„Ach, daran liegt mir wenig“, erwiderte Frau Alice leicht schmelzend, „ich hätte nur gerne Ihr Urteil über die neue Avantgarde-Modelle gehört, die mit mein Mann zu dem heutigen Tage gezeichnet hat. Jetzt bekommen Sie sie zur Strafe nicht eher zu sehen, als die anderen!“

„Wirklich nicht, auch wenn ich recht schön bitte?“ fragte Hans und sah Frau Alice fest in die Augen. Die flache Zeit, der er bei Tisch den Hals gebrochen hatte, ließ ihn die sonst so streng eingepreßene Platte der Zurückhaltung um ein wenig überstreifen.

„Na, dann will ich diesmal noch eine Ausnahme machen!“ Sie schlug den Mantel auseinander und stand in einem mattblauen, einfachen Füllweidenrock vor ihm. Das Hals und Arme freiließ — launisch, wie ein junges Mädchen, das seinen ersten Ball beendete.

Hans mußte sein Herz in beide Hände nehmen, um in diesem Augenblicke nicht eine Torheit zu begehen.

„Nun, wie gefällt es Ihnen?“ fragte Frau Alice, indes ihr eine kleine Rote an Hals und Wangen emporstieg.

„Wie es mir gefällt!“ wiederholte er mit einem heißen Blick, der die ganz gewöhnliche Gestalt vom Kopfe bis zu den blauen Atlaschühen stehenden Füßchen umfing. Und, sich gewaltsam zusammennehmend, fuhr er in möglichst falschem Zorne fort: „Selbstverständlich einfach entzückend, nur ich fürchte, gnädigste Frau — für den heutigen Abend nicht recht passend.“

„Wehe! denn nicht?“ erwiderte Frau Alice leicht gereizt. „Zu Recht haben wir bei Königsgeburtstag immer flott mitgezogen.“

„Gut“, versetzte Hans diplomatisch, „weiter war das bei

den Kampfenmenschen. Es war mein Inneres, das die Worte sprach:

„In jedem Jahr wurde es Sommer... Die Menschen lebten im Paradiese, aber — In den Straßen fanden Kanonen!“

Künstliche Edelsteine.

Von Dr. Max Rab.

(Nachdruck verboten.)

Warum eigentlich Edelsteine als besondere Kostbarkeiten gelten und von jeder Gattung, läßt sich schwer sagen. Die Seltenheit allein kann nicht schon daran sein, denn es gibt andere Dinge, die eben so selten sind, und doch nicht der gleichen Wertschätzung sich erfreuen. Auch der Glanz und das schöne Farbenspiel sind es nicht, die den großen Wert ausmachen, denn in dieser Beziehung lassen die wertlosen modernen Glasnachahmungen hervorragendes, ohne daß sie deshalb irgendwie höher geschätzt werden. Fast scheint es, als hätten die Orientalen — bekanntlich die größten Edelsteinhändler — recht, welche den Edelsteinen geheimnisvolle Kräfte zuschreiben, ja sogar behaupten, daß die funkelnden kostbaren Dinge eine Seele besitzen.

Wie dem auch sei, seit jeder vorzulebenden die Edelsteine einen hohen Wert, der im allgemeinen mindestens mit dem Ansatze des Gewichtes wächst, das heißt, ein doppelt so großer Stein ist viermal, ein dreifach so großer neunmal, ein zehnmal so großer schon 100 mal mehr wert. Als König unter den Edelsteinen gilt der Diamant, nicht ganz mit recht, denn besonders bei großen Exemplaren ist der grüne Smaragd geschätzter und auch viel teurer. Neben diesen beiden gelten besonders noch Rubine und Saphire als erstklassige Edelsteine.

Der hohe Preis ließ von vornherein die Erzeugung künstlicher Edelsteine als ein einträgliches Geschäft erscheinen und die moderne Chemie, welche das Goldmachen der Alchimisten aufgegeben hat, warf sich auf dieses Fach und zwar, wie von vornherein betont werden soll, nicht ohne Erfolg.

Die Voraussetzung für die künstliche Erzeugung der Edelsteine ist die Kenntnis von ihrem chemischen Aufbau. Diese Kenntnis ist schon recht alt. Bereits am Ende des 17. Jahrhunderts wurde die Verbrennbarkeit des Diamanten festgestellt und kannte man den genaueren Aufbau des Verbrennungsproduktes, des Kohlendioxids, daß der Diamant nichts anderes sei, als Kohle und Graphit in verschiedener Gestalt. Rubin und Saphir gehören zur Gruppe des Korunds und bestehen chemisch aus Zinnde, welche durch verschiedene Zusätze gefärbt ist: die roten heißen Rubine, die blauen Saphire, die gelben Topas, die violetten orientalfärbigen Amethyst. Der Smaragd gehört chemisch nicht in die Klasse der Korunde, sondern besteht aus Kieselsäure und Berylliumoxyd. Seine künstliche Darstellung ist bis heute noch nicht gelungen.

Die ersten Versuche der künstlichen Edelsteinherstellung bezogen sich auf den Diamant und zwar versuchten die Chemiker die natürlichen Vorgänge nachzuahmen. Aus den Fundorten des Diamanten läßt sich nämlich der Schmelzpunkt sehen, daß diese besonders und so kostbare Form des schmelzbarsten Kohlenstoffes durch plötzliches Erkalten unter sehr hohem Druck eintritt. Von dieser Erfindung ausgehend, erzielte der Engländer Dana in Jahre 1888 in Schmelzgefäßen Kohlen, die fast vollkommen waren, schwerlösliche Kohlenwasserstoffe bis zur Kohlenhydrate. Nur wenige Köben stellen stand, die meisten zerbrachen infolge des gewaltigen Innendruckes. In den Ueberlebenden fanden sich innerhalb der schwarzen Massen ganz winzige Diamanten im Gewicht von 14 Milligramm. So war der Versuch wenigstens theoretisch gelungen. Die ersten künstlichen Diamanten, wenn auch von fast mikroskopischer Größe, waren gewonnen. Die Versuche wurden systematisch von dem Franzosen Moissan fortgesetzt, welcher im elektrischen Ofen bei 300 Grad reinen Kohlenstoff mit Eisen zusammen schmolz und dann plötzlich abkühlte. Der elektrische Ofen ist sehr einfach konstruiert; er besteht aus zwei aufeinander liegenden Elektroden aus ungelöstem Kalzium, in deren Mitte eine kleine Zählung zur Aufnahme der elektrischen Leistung und der Schmelzmasse sich befindet. Um dem gewaltigen Druck standzuhalten, wurde die Zählung so vorgenommen, daß die geschmolzene Masse in einen durchbohrten, mit Wasser gefüllten Kupferblock gepreßt wurde. Der Kohlenstoff selbst wurde durch Verkohlen von Zucker erzeugt. Die auf diese Weise gewonnenen Diamanten sind den natürlichen an Härte, Glanz und Kristallform vollständig gleich, allerdings gelang

dieser nur die Darstellung ganz winziger Steine, so daß das ganze Verfahren nur wissenschaftliches Interesse hat und das Resultat die Kosten nicht deckt. Inmitten ist ein gangbarer Weg gezeigt, und es scheint nicht ausgeschlossen, daß es in absehbarer Zeit gelingen dürfte, auch größere Steine künstlich zu erzeugen.

Viel weiter fortgeschritten ist die Erzeugung der künstlichen Rubine. Sie geht bis auf das Jahr 1897 zurück, wo zum erstenmal künstliche Rubine erzeugt wurden, aber erst in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts kamen größere, schmelzbare sogenannte „Rubis reconstitués“ in den Handel. Es waren wahrscheinlich nicht reine Kunstprodukte, sondern Zusammenlegungen aus geschmolzenen feinen Splittern echter Rubine, die unter dem Mikroskop ihre Zusammensetzung erkennen ließen.

Der französische Chemiker Berthel besaßte sich mit der Frage und brachte zuerst den „Rubis synthétique“ in die Öffentlichkeit, der durch Zusammenmischen von chemisch reiner Zinnde, Kaliumcarbonat, etwas Fluoralkalium und zwei Prozent doppelt kohlensaurem Kalium in Zinkgefäß bei 1500 Grad erzeugt wurde. Dies Verfahren, obgleich es die Frage wissenschaftlich löste, hatte praktisch keine Bedeutung. Erst ein von dem gleichen Chemiker eingeschlagenes verbessertes Verfahren führte dahin, daß die künstliche Erzeugung von Rubinen zu einer fabrikmäßig betriebenen Industrie wurde. Vor dem Kriege erzeugten die französischen Fabriken täglich etwa 10 000 Karat, die deutschen etwa 4000. Diese „synthetischen Rubine“ sind selbst von Fachleuten nicht von den echten zu unterscheiden, werden in einer Größe von etwa 50 Karat erzeugt und nach dem Schmelz bleiben immerhin noch Steine zurück, die den natürlichen Rubinen an Größe mindestens gleich kommen. Der größte Teil der synthetischen Rubine wird übrigens nicht zu Schmuckstücken, sondern in der Feinindustrie als Abspäner verwendet. Der Preis ist verhältnismäßig klein gegenüber den natürlichen Steinen: ein Karat kostet vor dem Kriege etwa 4 Mark, der Preis steigt im einfachen Verhältnis, während die echten Steine für ein Karat 300 bis 1000 Mark, für 2 Karat 2000 bis 10 000 Mark koften. Sonderbarerweise ist trotz der künstlichen Erzeugung der Preis der echten eher noch gestiegen.

Nach der Berthel'schen Methode können auch die anderen Edelsteine aus der Korundgruppe, also Topas, Amethyst und Saphir, künstlich erzeugt werden. Nicht man jeden farbigen Zusatz wegz, so erhält man sogenannte künstliche weiße Saphire, die vielfach als Ersatz für Diamanten verwendet werden.

Überhaupt ist es nach diesem Verfahren möglich, Steine zu erzeugen, welche in der Natur nicht vorkommen, welche aber natürliche Edelsteine von anderer Zusammensetzung täuschend nachahmen.

Mit der Vervollkommenung dieser Verfahren dürfte der menschlichen Kunst und Wissenschaft wieder ein Stück Naturgeheimnis entzückert sein. Freilich, die letzten Jahre haben gezeigt, daß hinter dem künstlichen Wert der Edelsteine sehr wenig innerer Wert steckt und in unserer neuen Zeit dürfte das Interesse und Bedürfnis für die blinkenden Steine wesentlich zurückgehen.

Sunte Zeitung.

Deutschlands Ausverkauf. Ein Mann aus Götting, der kürzlich von einer Reise nach Berlin zurückgekehrt ist, erzählt in „Göttinger Posten“ folgende typische Geschichte: Er stand in einem Hand Schuhladen und probierte ein Paar hübsche Handschuhe zu dem ansehnlichen Preis von 45 Mark (d. h. 4 Kronen 50 Oere) an, als ein Landsmann hereinkam. Dieser sah sich kritisch die Einrichtung an, beschlößte ein paar ausgelegte Handschuhe und schätzte in zwei Sekunden das Lager ab. Dann unterbrach er den Expedienten in seiner Beschäftigung mit der Frage: „Was kostet der ganze Kram?“ Der Expedient war im höchsten Grade verblüfft. Sämtliche Anwesenden blickten erstaunt auf und die grotesk erscheinende Frage machte den Schwaben augenblicklich zum Mittelpunkt der Vermählung. „Na?“ Der Expedient stürzte hinaus, von Respekt erfüllt. Kehte mit dem Inhaber des Geschäftes zurück. Dieser knüpfte zusammen, fast mittraulich. Der Kram? „Zwanzigdreißigtausend!“ Rief er dann heraus. Der Schwabe warf 35 000 Mark bar auf den Tisch und setzte alle Anwesenden hinaus.



und wohl auch der Fall, unsere jetzigen Damen haben aber diesen schönen Brauch einlässen lassen — weshalb, entgeht sich meiner Kenntnis.“

Frau Alice mußte lächeln.
„Dann werde ich es Ihnen sagen: Weil sie samt und sonders schon zu alt dazu sind! Ich habe mir aber vorgenommen, heute einmal tüchtig zu tanzen und werde daher diesen schönen Brauch wieder einführen. Und Sie, Herr Leutnant von Wakenitz, werden die Gäste haben, mich zum ersten Malzer zu engagieren!“

Hans nahm die Hand zu fassen.
„Wie gnädigste Frau Oberst befehlen!“ —

Die Theatervorstellung in dem großen Saale eines unmittelbar vor der Stadt gelegenen Tanzlofals, in dem die erste Schwadron ihre Felle abhielt, war vorüber. Dort hatte es ein ziemlich umfangreiches Programm gegeben, in dem patriotische Gesänge und Deklamationen mit den mehr oder minder gelungenen Nachahmungen von Spezialitätenkünstlern abwechselten — sogar Mlle. Carlsen und die fünf Barceffos waren darunter vertreten — und zum Schluß wurde Mlle. „Mittromm“ gespielt. Der selbst durch mächtige Dragoon nicht umzubringende lustige Schwan hatte das dentbare Auditorium in die bestellte Stimmung versetzt, und der durch einen fürs Theater schwärmen den jüngeren Leutnant eingebrachten Darstellung wurde ungeschmälertes Lob gesollt. Kammerlich der Dragoon, der die junge Amerikanerin spielte — ein unglücklicher Kontrakt, der früher einmal als Steward auf einem Ozeandampfer gelehrt war — radebrachte in American Style sich so vorzüglich, daß von seinem Spiel sogar sein gütiger Mitstreiter gerührt wurde. Der Schwadronsgewaltige beschloß, ihm dafür drei Tage Mittelgeld zu erlassen, die er eigentümlich auf dem Kerbholz hatte, und die Frau Regierungsrätin, die neben den Damen des Regiments in der ersten Reihe der Zuschauer gesessen hatte, beschloß, ihn für ein kleines Geschenk zu belohnen.

Während sich die Musiker schon ihre Instrumente stimmten und von hundert flinken Händen die Stühle aus dem Saale geschafft wurden, rüfteten sich die Damen des Regiments zum Aufbruch. Da sie aber nicht gut fortgehen konnten, ehe die Gattin ihres obersten Vorgesetzten dem das Zeichen gegeben hatte, so fanden sie in der Nähe der am Saalende aufgeschlagenen Bühne in einer mitgeringelten Gruppe beisammen und schauten ab und zu umgeblickend zu Frau Alice hinüber, die sich die Hauptdarsteller durch den Mittmeister der ersten Schwadron vorstellen ließ und jedem ein freundliches Wort der Anerkennung sagte.

Jetzt klangen die ersten Takte eines feinen Straußischen Märschs durch den Saal, und in der dichtgedrängten Masse der Dragoon, die mit ihren Schönen den hinteren Teil des weiten Raumes füllten, begann es sich zu regen. Frau Alice ließ ihre Augen lachend durch den Saal wandern, da Hand Hans schon vor ihr.
„Gnädigste Frau Oberst haben befohlen?“
„Am Gottes willen, sie wird doch nicht?“ wollte die Frau des Etatsmajors zu der neben ihr stehenden älteren Ritmeistersgattin sagen, aber da war das Unglaubliche schon geschehen. Frau Alice hatte lächelnd ihre Hand auf den Arm des Adjutanten gelegt und war mit ihm durch den Saal.

Es war das erste Mal, daß sie miteinander tanzten. Hans durchschleifte es best, als er die süßliche Gestalt in seinen Armen spürte, aber er nahm sich zusammen und tanzte korrekt und gemessen, wie es dem Adjutanten ziemt, der die Ehre hat, die Gattin seines Regimentskommandeurs zum Tanze zu führen.
„Nächter, bitte!“ sagte sie, als sie die erste Runde am den Saal beendet hatten.

„Gnädigste Frau, das geht wirklich nicht in diesem feierlichen Momente, wo die Augen von ganz Nebenwalde auf uns gerichtet sind.“

„Zu dumm,“ erwiderte Frau Alice und warf mit einer unwilligen Bewegung den Kopf in den Nacken zurück, „wenn man mal ein bißchen lustig sein möchte, gleich steht eine Tafel davor mit Verboten und das schickt sich nicht.“

„Ja, Würde bringt Würde, gnädigste Frau Oberst,“ sagte Hans lächelnd, indem er das letzte Wort besonders betonte.
„Frau Oberst?“ war die rotsche Antwort. „Dann befehle ich!“

„Und was ich fürchte, geschah. Mit seiner blutigen Hand verdrückte er die himmelblaue Blüte. Dann tropfte es von ihr; immer zu, immer zu — als hätte ich alle Blumen blühen, die der Bürgerkrieg bereits geschlagen hatte. Ich wandte mich ab.“

„Und ich verweigere den Gehorham,“ erwiderte Hans, nahm aber seinen Arm etwas fester und beschleunigte ein ganz klein wenig das Tempo. Eine kraße Straßre ihres zu beiden Seiten der Straßre weissen Ganges hatte sich bei dem Tanze gelöst und flatterte jetzt bei einer raderen Wendung ihm um Rinn und Wangen. Da verließ ihn die so lange bewährte Zurückhaltung und indem er sich etwas tiefer herab beugte und die Leuchte wie eine Feder in seinem Arm Dahin schwebende ein wenig anhub, streift er sich unmerklich mit seinen Lippen das flatternde Haar. Eine scharfe Kante fährte ihr Hals und Wangen, aber sie sagte nichts und tanzte ruhig weiter.

Als Hans sie nach der nächsten Runde zu ihrem Plage führte, kam der Oberst, der mit dem Entsatzen und ein paar Herren vom Juhl auf der zu einem gemächlichen Anspawinkel umgewandelten Bühne sah, auf sie zu.
„Aber, Vize,“ sagte er halb laut und in leucht verweisen dem Tone, „du machst ja komplette Revolution. Siehst du denn nicht, daß die andern Damen gehen wollen?“

„Ich habe aber noch nicht die geringste Lust dazu,“ erwiderte Frau Alice mit einem leinen, trostigen Zug um die Mundwinkel.
Der Oberst sah sich ein wenig ratlos nach Hans um, der bis jetzt ein paar Schritte zurückgetreten war.
„Hm, dann müßten wir wohl zuhören, die andern Damen herumzutreiben. Nehmen Sie die Frau Mitmeister und ich will bei der Regierungsrätin in mein Haus verziehen!“
(Fortsetzung folgt.)

Nachtgesichter.

Von Katarina Wolska (Königsberg).

Ich ging im Traum durch eine Straße: alle ihre Frühlingsluft, goldbraunes Nachmittagslicht; nur ein wenig dunkel, unwirklich. An den Fenstern rothaarigen und violette und gelbe Tulpen. Keine, flüsternde Häuser, die wohl den ganzen Winter in Auge aufgeschlagen hatten, in ihr plätschlich durch die weit offene Handen ihr Verstecken in ihr häßliches und trauriges Innere sehen. Ich sah ein Zimmer, müßig und düster wie ein Keller; aber auf dem Tisch stand, gleich einem Licht, eine himmelblaue Spinnweb. Auch in dieser Höhle freute man sich mit einer blauen Blume des Frühlings. Neben all frühlich, Geachtet auf den Straßen und ein Hundstörcher von hoffnungsreichen Menschen.

Aber jetzt geschah es, daß ein weißer Fettel an einer Straßenecke angeschlagen wurde. Wie Wasser stuteten die Menschen vor ihn. Das Wasser stante sich an der Ecke. Es brannte an den Mauern empor. Jeder wollte wissen, was auf dem Fettel hänge. Viele machten großen Anstalt: „Es ist ein Schied. Wir kommen zu Polen.“

Die Leute stellten einander an, als ob man sie plötzlich mit Keulen auf den Kopf geschlagen hätte. Wie Wasser stuteten sie still auseinander. Einer trennte sich vom andern. Sie begannen zu rennen. Alles lief nach Hause. Die Fenster wurden geschlossen. Die Rouleaus senkten herunter. Die Straßhorden standen ausgeperrt vor den Rouleaus in der Dämmerung. Wer hatte jetzt noch Lust, Blumen anzusehen? Es wurde finstler. Röhlich schimmerten nur ein paar düstere beleuchtete Schaufenster, in denen die häßliche und größte Armut des Krieges angebracht war: ein paar schlichte Zuleben, ein paar dürre Karotten.

Ich weiß nicht, was ich in dem finstern Flur des Hauses suchte, in dem sich die Zimmerhöhle befand mit der himmelblauen Blume. Mit war, als erinnerte ich mich, den Ruf gehört zu haben: Achtung! Straße frei! ... Achtung! Das Saufen und Hämmern eines Wolkensgewörs. Schreie. Wahnsinniges Laufen — dann Stille. Durch ein kleines Türfenster im Flur konnte ich in das gewisse Zimmer hineinblicken. Ein Mann sah dort im Schnitzstuhl am Tisch. Als er meine Blicke fühlte, öffnete er das Fenst und seiner Brust und zeigte mir seine roten Wunden.

Und was ich fürchte, geschah. Mit seiner blutigen Hand verdrückte er die himmelblaue Blüte. Dann tropfte es von ihm; immer zu, immer zu — als hätte ich alle Blumen blühen, die der Bürgerkrieg bereits geschlagen hatte. Ich wandte mich ab.“

Da sah ich einen großen Hof im Mondlicht. Dahinter, über der alten Scheune, lag die große Scheune empor, die man gestern in Brand geschossen hatte. Das Hauptgebäude rief ich aus dem finstern Wirrwarr ihrer Nebenbauten unter dem Mond, drehe ich wie ein gewaltiges Rindernes Rad und zeigte mir seine fürchterliche Wunde. Auf den Handflächen waren Wauern flatterte der Zettel: „Es ist entsetzlich. Wir kommen zu Polen.“

Ich ging und ging, dachte nicht an Zeit noch Ziel. „Es ist entsetzlich“, dachte ich nur. In einem Tisch spiegelte sich ein leuchtender Rindern.

Der braun e ja! Das gab niemand?
Nein, die Frau verdrückte sich mit Tanzen am Tisch.
In einem nach ich dunkeln Platz mußte ich a't machen. Gespenst ich erboter Schlitzen — die Pferde hohe Tschobogen — quer über den Platz, so daß niemand herüber konnte. Die Glühenden Längeln wie in weiter Ferne und doch gelend, gelend im Her in des Härtens.

„Die Polen?“ So schnell?
Der Platz war ganz leer, doch rund um den Platz schienen Menschen zu stehen. Ich konnte sie der großen Finsternis wegen nicht sehen, und ich hätte sie auch nicht; aber ich fühlte sie. Wie etwas Unheimliches fühlte ich einen lautlosen, lebendigen Ring rings um den Platz.

Der leuchtende Turm in die glühende einen Streichholz um laut wie ein müdes Haupt zur Seite. Der bestellte Rahmenkom sah in die Nacht wachen h'n't. Sie glühten auf wie Feuer, magich den Platz beleuchtend.

An die Häuser gelehnt stand ein Menschenring. Alle hatten die Augen weit offen, schienen aber dennoch zu schlafen. Wie beheimlich's Heren ich, ang' ich hat, geradeaus. Das Feuerflam leuchtete, aufwandel, in alle Puffeln hinein. Mit noch unvollständigen Bewegung n, marionettenhaft, traten die Soldaten — Soldaten waren es und Bürger — um den Platz zu ammen. Der Ring um den gespenstlichen Schlitzen sah enger und enger. Ein Schlangenzug, vom Widerschein des Feuers gelend, erschien sich zumammenschießen. Enger und immer enger. Die Fußgänger der Pferde horten sich hoch in die Luft. Gem' ich erwürgte die ro'geschlehte Cobra den Feind in der Mitte.

Durch die Abendstunde reisten die Pferde über den Damm. Ein's Wasser, das ganz dühl an den schmalen Damm heranlecke, der Tisch war bis zum Rande voll. — rechts ein grüner Grund, häßlichst tief. Nur ein paar Schaulustige, roth s und bla, striedeln den Damm vor Wasser und Abgrund ein.

Wir lagen im Wagen und fürchteten uns, denn die Pferde röhren über den Damm: keine schwarze Rappen, aber fremdlich durch ihre großen unvollständigen Köpfe. Mein Vater führte die Zügel, trotz seinem Alter. Den Zylinder ein wenig in den Nacken geschoben, fußierte er die wilden Pferde. Wir landeten vor dem einäinigen gelben Gasthaus, zu dem wir vor Jahren so oft gefahren waren.

Wir standen neben dem Wagen und bildeten uns ein. Kein freundlicher Wirt, der uns willkommen hieß, und der Himmel so traurig deu. Es war unglücklich still, und die gellendste Abenddämme, die kein Licht erhellte, keine Nacht verdunkelte konnte, umgab uns und das Haus an der Landstraße mit ihrer schwermüthigen Trau hielt. Was suchten wir hier am Abend?

Wir suchten die Bergangsgesch, den Frieden, noch weiter zurückgelegene Zeiten. Aber wir fanden sie nicht. Alles war verändert. Wir hatten den Tag geschü und wir fanden den Abend. Kein freundlicher Wirt hieß uns wie sonst willkommen. An allen Fenstern des Hauses waren die Rouleaus herabgelassen; häßliche, braun und grau gestreifte Dinger. Nirgendes Licht. Einige Fensterhaken zerklüft und mit Papier verstopft. Das Ganze gleich einer dunklen, schweigenden Erinnerung an das, was gewesen.

Aber nun hob sich eins der häßlichen Rouleaus. Ein unfriedlicher Wirt wurde sichtbar. „Wir haben alles,“ flüsterte er.

Da waren wir mitten in der grauenhaften und ädrißigen Gegenwart, die wir geflohen. Aber vielleicht hatte ich mir die kleine Fensterzäne nur eingebildet? Nein! Auch mein Vater schen den Kopf gesehen zu haben, denn er sagte kurz: „Es ist gut. Vorwärts!“

Rechts vom Hau'e ging es in den Garten h'n-in. Dort h'n lenen wir unsere Schritte. Umstern der Ulmen und Buchen empfing uns eine niedrige und modrige Holzsolomade mit vereinzelten kleinen Tischen, an denen hier und dort ein e'ner Gast sa, den Kopf schweigend in die Hand gesüht. Jeder jedem Tisch hing eine kleine eiserne Hängelampe mit einem Kranz von Nägeln anstatt einer Perlenschnur. Die e'nen Lampen hatten a'le etwas, das frapperter; doch konnte ich mir nicht gleich über die Ursache dieser Empfindung klar werden. Wor n das Frapperende h'stand, sah ich, als einer von ihnen den Kopf hob und seine Augen nach der trüb brennenden Lampe dröh e. Es waren Schilgauer. Es waren Celbe, die da saen. Ich sah meinen Vater an. Er sagte: „Wir stoßen vor der Gegenwart und wir finden — die Zukunft!“

Wir fanden und sahen die Gäste an, die uns, von hinten ihrem zu weiten Fernsein um die aufgeschlähe Hand, aus halbgeschlossenen Augen b'lauren en. Wie Entzückt ge standen wir da, wie Entzückt angehimmelt wir Platz, und es begann zu regnen.

Ich sah meinen Vater aufspringen und davonrennen, ich folg e ihm. Wer weinte er g'n den brannen Bäumen? Die dunklen Aeden der Soale'st'raten ich harrend auf. Ich hörte irrom'e heraus und Müll. Zwei Frauen sangen, als ob sie sich die Seele aus dem Leibe singen wollten.

In der Solomade drehten die Gelben die Lampen mit den Nägeln, schälten an.

Meines Vaters Gesicht wurde noch einmal zwischen den braunen Wägen sichtbar. Bedenklich raunte es mir zu: „Erst die Gelben, dann das Eis.“

Ich sah es kommen, das Eis. Von Norden schob es sich durch Meer in gigantischen Massen heran. Eiserne Säule zog mich über das Gesicht. Ich drehte es an einen Baumstumpf, damit es nicht erstarre. Eine ganze Allee solcher Baumstümpfe, drückerdross, uralt, von Eisensteinen geschlä, zog sich vor meinen Wägen hin. „Eiseneisen“, hörte ich sagen, „die letzte Vegetation.“

Wänte aus Granit waren unter den toten Eichen, so schwarz und eiskalt, wie die Baumstümpfe schwarz und auf den Wänten saßen Menschen: dicht aneinandergeschlossen, unfriedlich wie Wäbel, von Frost geschmolzen, nicht mehr zu erkennen, was Mann und was Frau war; kaum noch die Gestalt der Augen unterschied die Weichen von den Gelben. Die halberfrorenen Weichter hatten alle dieselbe Leichenfarbe. Alles eine Masse, eine Herde ge worden durch die Bergleistung der Erde.

Und so sahen sie auf den eissigen Wänten im sahen Schimmer der farblosen Sonne am braunen Himmel. „Hohannisstag“, hörte ich sagen. „Vor Jahrhunderten und Jahrhunderten der schöne Tag im Jahr. Darum sitzen wir an diesem Tag einmal im Jahre noch im Freien und wärmen uns an den Erinnerungen.“

Ein Weich erzählte aus einem dicken Buch, das unsrerer Bibel gleich. Seine Stimme war so tonlos, daß ich nur ahnen konnte, was er sprach. Hörte ich nicht?

„Vor Jahrhunderten und Jahrhunderten wurde es kalt Grün und mit Blumen in allen Farben.“

„Die Erde bedeckte sich mit Grün und mit Blumen in allen Farben,“ ronn eine Flüstern unter den Eichenmännern. Die müde Wäntelste der Wänterenden arbeitete gewaltig, um sich das vorzustellen. Von alten Wänter kannten sie eine grüne, blühende Erde, und sie schwoigten in Farben, die sie nie in Wirklichkeit gesehen hatten.

Wie laues Wasser zog die Wärme durch die Himmelbläue, und die Wägel sangen. Die Menschen lebten im Paradiese. „Im Paradiese —“, raunte es in tonloser Sehnsucht auf den eissigen Wäntern.

„Die Menschen lebten im Paradiese, aber sie taten alles, um sich das Paradies zur Hölle zu machen. In den Strohen standen Kanonen ...“

„Kanonen?“ Nicht einmal eine Vorstellung war von ihnen zurückgelassen. Ein ungeduldig Murren erscholl. Von Licht und Wärme wollten die Ertrickenden hören, von Blumen und Erdengrün, die jene besessen hatten, die Kanonen in ihre Strohen gestellt, die Wänterungen. Die im Paradiese gelebt hatten, das sie sich zur Hölle gemacht. Lebenseisen nicht erschütterte die Strohbeden. Hörte ich nicht?
„O, ihr Menschen von damals, wenn ihr gewohnt hättet zu jener ewer Zeit —!“
Eine düstere Vision sah ich die Eichenmännern alle mit

